

Juan S. Guse

*Pelusa*

Seitdem Pelusa ihre Finger an einen Hund verloren hat und sie es ablehnte, sich ihre Fußzehe als Daumen transplantieren zu lassen, sammeln wir keine Früchte mehr im Wald, sondern fahren stundenlang raus in die nächste Ortschaft, um Obst zu kaufen, das wir verkochen und zu Marmelade verarbeiten. Sie klemmt das letzte Glas mit ihrer rechten Ellenbeuge fest und dreht den Deckel mit der linken Hand zu. Ich stehe hier, vor dem Fenster, und spüle. In den Innenrändern des Topfes hat sich verbrannte Marmelade eingenistet. Mit dem Scheuereisen kreise ich den Boden des Topfes ab, während Pelusa mir die Dinge nennt, die ich falsch mache. Von draußen kann man den Sturm hören, das Knacken der Äste. Der starke Fallwind bringt sie ins Wanken. Ich versuche, ihre Konturen oder den See oder wenigstens die Anden auszumachen, aber es ist schon dunkel und es spiegelt sich bloß die Küche, mein Gesicht, die grüne Schürze, die ich trage, und Pelusa, wie sie hinter mir steht und mir sagt, dass ich endlich einen Zaun um das scheiß Grundstück ziehen soll. Sie hat ihre feinen Augenbrauen hochgezogen, dass die Haut im Gesicht zittert. Ihr dünnes Haar, das wie bloß auf den Kopf gelegt scheint, fällt ihr vor die Augen. Wir müssen alle auf uns aufpassen, wiederhole ich. Pelusa fällt mir ins Wort. Sie steht vom Schemel auf, der ins Kippln gerät und beinahe umfällt. Ihre Bluse spannt über den prallen Bauch, den sie fest umklammert. Sie fragt mich, ob ich den Verstand verloren hätte, während ich den Schaum im Topf nur noch ein wenig herumschleudere. Pelusa schlägt sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. Sie sagt, dass sie es nicht fassen könne, und haut mit der Knäulfaust auf den Tisch, dass ein Apfel aus dem Korb springt und den Tisch runterrollt. Jetzt sagt sie, dass ich mich umdrehen soll. Aber ich bin hier, ganz ruhig, lasse das Spülmittel einwirken. Ich kann sehen, wie sie eins der Marmeladengläser vom Tisch nimmt. Dann fliegt es knapp an meiner Schläfe vorbei durchs Fenster. Ich habe Angst um meine Augen. Als ich sie wieder öffne, ist ein faustgroßes Loch in der

Scheibe und Splitter liegen auf der äußeren Fensterbank. Der Wind schlägt mir Regen ins Gesicht.

Noch während ich abtrockne, lässt sie den Motor an, fährt das Auto aus der Garage und verschwindet. Ich hänge die Schürze auf, trockne meine Hände. Sie hat mir nicht gesagt, wann sie zurück sein wird. Der Wagen weckt die Hunde der Gegend, die bei jeder Bewegung und jedem Geräusch aus den Büschen springen. Es ist nicht sicher draußen. Der Regen macht aus den Wegen Flüsse, und es kann vorkommen, dass der Wind die flachwurzelnenden Bäume auf die Straße wirft oder sich ein Fels aus dem Hang löst. Die Wege sind zu eng, um zu wenden. Aber all das weiß Pelusa ja. Später schließe ich die Garage, verriegele alle Türen und Fenster, mache unten alle Lichter aus, drehe den Gas-hahn zu und hungere die Glut im Kamin aus.

Im Bett höre ich draußen einen Blaubussard jagen. Er muss ganz nah sein, das Flattern ist unverkennbar. Aber es ist Nacht, und es stürmt. Bei Nacht fliegen keine Vögel. Ich kann nicht einschlafen, das kaputte Fenster bereitet mir Sorgen. Insekten und Käfer könnten über das Loch ins Haus einfallen und sich über unsere Vorräte hermachen. Ich habe die Augen weit geöffnet. Bloß daran, dass das rote Licht eines Ladekabels ausgeht, merke ich, dass der Strom ausgefallen ist.

Am nächsten Morgen gehe ich im Uhrzeigersinn um das Haus herum, schiebe die Fensterläden beiseite. Vom Sturm ist nichts mehr zu sehen. Im Garten, der fließend in den Wald am Hang übergeht, liegen Zweige. Die Bäume haben gehalten. Ich gehe zum Küchenfenster und strecke meinen Arm hindurch. Ich kann mit meiner Hand durch das Loch ins Haus greifen.

Aus der Küche habe ich einen Blick auf den See und die Anden. Ich entferne das kaputte Fenster, es bröckelt in die Spüle. Dann pelle ich das neue Glas aus seinem Zellophan und begutachte die Scheibe. Behutsam lege ich sie in den Rahmen ein, drücke sie mit einer Hand sachte gegen das Teakholz, während meine andere Hand nach dem Rahmenverschluss greift. Es ist ganz still, bloß ein Hund bellt. Er gehört zu einem der anderen Grundstücke. Ich

weiß nur ungefähr, wo die Nachbarn leben. Ein Haus sitzt im Hang gegenüber, hinter dem See. Es ist in einem kräftigen Braun gestrichen, und das Dach ist aus hellem Blech. Ich kann es bei Sonnenschein von hier aus leicht erkennen. Es sind nicht viele, vielleicht fünf oder sieben Häuser in diesem gesamten Areal am Kilometer 79. Die Bewohner sieht man fast nie, nur ihre Hunde, die sich zum Erlegen von Hasen verabreden und dafür große Strecken zurücklegen. Manchmal findet man den verschmierten Filz eines Hasen im Garten liegen. Es kommt vor, dass er noch atmet. Denn die Hunde jagen bloß, fressen die Hasen nicht. Das Fenster sitzt. Zum Schluss ziehe ich abwechselnd die Schrauben fest, um den Druck gleichmäßig zu verteilen. Dabei schaue ich nie auf die im Holz verschwindende Schraube, sondern hinaus, in den Garten, der zum See fällt, dahinter die Anden.

In der Küche ist es etwas dunkel, die Fenster liegen im Norden und Nordosten. Es kann Tage dauern, bis die Stromleitungen gerichtet sind. Es ist noch immer still, aber doch so, als würde Pelusa gleich zurückkommen. Wenn ich ans Fenster trete und das Marmeladenglas im Erdhügel zwischen den Cosmea stecken sehe, staune ich über die Wurfkraft ihres linken Armes. Also steige ich die Stufen aus Baumstammscheiben hinunter in den Garten zum Erdhügel, der auf Sichtachse mit dem See und der riesigen Südbuche liegt, und untersuche das Glas, während der Tau in meine Hausschuhe eindringt. Die Sonne fällt schon über den Dachfirst, über meine Schultern auf das Glas. Es ist bereits etikettiert, aber noch unbeschriftet und gar nicht kalt vom Regen. Langsam rolle ich es zwischen meinen Händen hin und her. Im Inneren der Marmelade wird es noch Stunden warm sein. Dann fische ich die Zweige zwischen den Blumen heraus, leere das mit Regenwasser vollgelaufene Kerzengefäß, richte das Grab wieder her. Selten stehe ich so nah davor. Das in den Boden eingelassene Nussholz ist an den Rändern von der Feuchtigkeit der Erde und dem Gießen der Cosmea angefressen.

Ich packe mir eine Flasche Wasser ein, schließe das Haus ab, sogar die Garage und die Dachfenster, und gehe die Straße aus Erde hinauf, an Stromleitungen, die über Baumstämme verlaufen, entlang zur asphaltierten Straße, an der die Busse halten.

Es ist kein Baum umgestürzt, kein Felsbrocken hat sich aus dem Hang gelöst. Pelusa wird gut durchgekommen sein. Ich beobachte die Verschiebung der Pfade, wie sich das Geröll neu ausrichtet. Sie geben der Witterung nach, schlagen neue Bögen oder werden abgeschnitten. Allein die Fallrichtung des Hangs ist ein beständiger Vektor, der gegen den See geht. Gegenüber der Haltestelle ist ein Fahrradverleih und ich überlege mir, bis Pelusa wieder heimkommt, ein Fahrrad zu leihen. Ich könnte mir auch eines kaufen. Ich überquere die rissige Straße. Auf den Holzzäunen schlendert eine Katze. Als ich mich nähere, springt sie runter und verschwindet in einem Busch. Der Verkäufer fragt mich, an welchem Kilometer ich wohne, ich sage 79. Gut, ich baue Ihnen das Rad zusammen, dann bringe ich es zu Ihnen nach Hause. Ich beschreibe ihm den Weg: Kilometer 79, am alten Hotel vorbei, gegenüber einer Grundschule ist das Nonnenkloster, dort abbiegen, der Straße folgen, entlang zwischen dem abschüssigen Berg links und dem Anhang rechts, die erste Abbiegung bei den drei in Reihe stehenden Zypressen rechts nehmen, dann den Pfad hinter, dort das einzige Haus, an der Straße aus Erde, die zum See deutet. Ich warne ihn ausdrücklich vor der Enge der Straße und der Steile des Abhangs.

Ich sitze am Tisch und warte. Heute Nachmittag noch, hat er gesagt, bringt er mir das Fahrrad vorbei. Ich überlege, ihn auf einen Mate einzuladen. Wir könnten uns über Fahrtechnik unterhalten. Vielleicht hat auch er sein Haus selbst gebaut, und ich könnte ihm einen Rundgang anbieten. Wie Pelusa es getan hätte, richte ich schon mal den Tisch her. Beim Zupfen der Tischdecke höre ich draußen einen Hund ganz jämmerlich jaulen. Ich schaue aus dem kleinen Fenster in die Einfahrt und zum Tor, sehe aber nichts. Das Jaulen hört nicht auf. Ich öffne das Tor, löse es aus dem Haken, trete auf die Straße aus Erde und schaue in beide Richtungen, zum See und zum Berg. Als ich zum Haus zurückgehe finde ich ihn. Er liegt im dichten Hagebuttenbusch direkt vor unserem Haus. Sein Darm schaut aus seiner Flanke, das weiße Gedärm ist voller Blut, das auch aus dem Maul läuft. Die Hunde dieser Gegend führen keine Kommentkämpfe. Wenn ich glauben würde, dass er eine Überlebenschance hat, würde ich ihn hineinragen, auf den Küchentisch legen und ihn beru-

higen. Zuerst reinigt man die Wunde, dann desinfiziert man sie und umwickelt sie mit Mullbinden. Doch einen Biss in den Darm oder die Halsschlagader kann ich einfach nicht behandeln. Ich würde seinen Kopf streicheln, nachdem ich seine Flanke verbunden hätte, würde immer wieder sagen, das kommt vor, es wird heilen, er solle nur wach bleiben. Aber ich weiß, dass man so etwas nicht überlebt. Und weil ich keine Flinte im Haus habe, hole ich die Heugabel und erlöse den Hund mit Hieben in den Hals. Vorsichtig hebe ich ihn in einen reißfesten schwarzen Sack. Auf keinen Fall möchte ich den Fahrradmann verpassen, also lege ich den Hund erst mal hinter die riesige Südbuche und überlege, wo ich ihn beerdigen soll. Es sollte nicht auf unserem Grundstück sein, das fände Pelusa pietätlos gegenüber dem Jungen. Ruhig setze ich mich zurück an den Holztisch, auf dem Kekse in einem tiefen Teller aufgefächert sind und starre ins Wohnzimmer. Mit den Fingern trommle ich auf der Tischplatte.

Es wird Nacht, und ich glaube nicht, dass der Fahrradmann noch kommen wird. Es macht nichts, ich habe noch nicht gezahlt, morgen ist Freitag, morgen wird er kommen und mir mit einem Hecklader mein Fahrrad bringen. Pelusa wird dann auch zurück sein. Ich werde ihm erklären ihm, dass ich kein Auto hatte, weil meine Frau damit weggefahren, dass sie aber nun wieder da sei. Ich gehe einmal ums Haus, schließe die Läden und gehe die Treppe hoch ins Bett. Nachts fällt mir im Halbschlaf der Köter wieder ein.

Mit der Taschenlampe in der Hand trete ich an ihn heran und berühre den schwarzen Sack. Auch er ist noch immer warm. Die Sonne hatte ihn den ganzen Tag über aufgeheizt. Ich schultere den Sack, nehme den Spaten aus der Garage und trage alles den Kulm in der Nähe unseres Grundstücks hoch. Er ist schwer und seine Pfoten oder seine Rippen stoßen an meine Wirbelsäule, während ich versuche, im Dunkeln durch die Hagebutten zu steigen. Den Spaten ramme ich mühelos in die weiche Erde, erst nach einem Meter treffe ich auf zähen Lehm. Deshalb muss man die Dinge hier so tief begraben, weil starker Regen sonst die Erde vom Lehm runterspült, wie einen Film. In den Lehm muss man dann noch einen Meter dringen, so wird der Körper nicht wieder hoch-

gespült. Die Wurzeln, die sich mir in den Weg stellen, sind dünne Ausläufer des Dickichts. Mit einem Tritt gegen den Spatenrücken trenne ich sie und ziehe sie mit der Hand aus dem Boden, wie Würmer. Die Erde klopfe ich mit der Rückseite des Spatens fest. Ich lehne mich an ihn und schaue zu unserem Haus hinunter. Das Licht der Gaslampe erhellt die Fenster. Wie eine Landmarke liegt es im Hang. Ich sehe mich in der Küche eine Glühbirne wechseln und Pelusa, wie sie mir die Leiter hält. Sie wird erst loslassen, wenn ich mit beiden Füßen auf dem Kachelboden stehe. Solange es ging, hat sie mir beim Weiterbau des Hauses geholfen. Ich staune über das ineinander verankerte Holz, über den Druck, der in den Winkeln herrscht.

Ich gehe von Tag zu Tag immer früher ins Bett, lasse die Schlafzimmertür einen Spalt weit offen. Im Restlicht der Dämmerung sehe ich Silhouetten im Garten und das Wackeln der Büsche. Mit einer Hand umklammere ich den Hammer unter dem Kissen, mit der anderen zupfe ich an meinem Ohrläppchen. Von unten höre ich ein tiefes Brummen. Es ist die Kühltruhe. Ich habe gar nicht gemerkt, dass der Strom wieder da ist. Stattdessen erinnere ich mich, wie Pelusa immer die Tür schloss wegen des Brummens und wie sie sich zum Offenlassen zwingen musste, falls der Junge nach ihr schrie. Ich traue mich nicht, noch mal aus dem Fenster zu sehen und schlafe ein.

Zum Frühstück lege ich mir Brot auf die Flamme. Dabei bleibe ich aufmerksam, hoffe, das Knirschen von Steinen unter dem Gewicht eines einfahrenden Autos zu hören. Ich erwarte Pelusa und den Fahrradmann jeden Tag. Manchmal meine ich, ein Knirschen zu hören, und trete ans Fenster. Dann ist es ein Nachbar, der zu seinem Haus fährt. Nach dem Frühstück spritze ich die Hagebutten sauber. Hier draußen ist kaum Druck auf den Leitungen, deshalb quetsche ich die Öffnung des Schlauchs. Fliegen haben sich auf dem Blut des Hundes niedergelassen. Es riecht nicht übel, und es ist auch sonst kaum sichtbar, aber ich hasse das Geräusch dieser Fliegen, die groß sind wie Mistkäfer.

Der Tag droht vorüberzuziehen, also gehe ich zum Holz, will noch etwas arbeiten vor dem Schlafengehen. Das Holz finde ich

im Wald. Die Kerben, die ich schlage, sind hauchdünn. Das Harz ist warm und ich schwitze beim Entlauben des Baumes und beim Abtransport des Ballasts. Äste und Reisig nehme ich auch mit, für den Ofen. Ich hätte genug Holz, um diesen Zaun zu ziehen. Hier kann es gefährlich sein, in einem unfertigen Haus zu wohnen. Umherziehende Kuhherden planieren den Garten, die Hunde scheißen alles voll, reißen die Haustiere, greifen Frauen und Kinder an. Ein Zaun, der in die Erde geht. Hunde springen nicht, er muss nicht einmal hoch sein. Man muss auf sich aufpassen, das ist das Wichtigste. Auch mir könnten sie einen Finger abreißen. Es macht nämlich keinen Sinn, sich gegen sie zu verteidigen. Sie beißen dir die Finger ab, bevor du zuschlägst. Es ist notwendig, wachsam zu sein, sobald man das Haus verlässt. Wenn ich die Axt verwende, gehe ich behutsam vor. Ich lehne sie nie an einen Baum, blicke regelmäßig hinter mich. Im Garten schichte ich die geschlagenen Scheite, schaue auf das Haus. Ich vermisse Pelusa.

Im Untergeschoss mache ich alle Lichter aus, verriegele die Türen, lösche die Glut im Kamin. Die Treppen sind steil, treiben beim Gehen aufwärts. Im kleinen Zwischenraum bleibe ich stehen. Erst zögere ich, dann betrete ich doch das Zimmer. Das kleine Bett steht noch immer da. Es ist aus demselben Holz wie unsere Küche. Pelusa will ein neues haben, dabei ist es kaum benutzt. Ich bin bereit, ihr ein neues zu schreinern, wenn sie nur wiederkommt. Der Fußboden ist mit blauem Teppich ausgelegt, die Wände aus Buche, eine Lampe, ein Holzflugzeug an der Decke. Vor die Tür zum Balkon hatte Pelusa einen kleinen Tisch geschoben, ich weiß nicht, was aus dem Stuhl geworden ist. Es liegt etwas Staub auf den Dingen, den man nur sieht, wenn man schrägt drauf schaut.

Im Bett schrecke ich auf. Ich höre von unten laute Geräusche. Es ist nicht Pelusa. Irgendetwas ist gegen eine Scheibe geflogen und jetzt im Haus. Dinge fallen auf den Boden. Ich nehme die Taschenlampe und stürme die Treppe herunter. Ein panisches Flattern stößt sich an den Kanten des Zimmers, wirft alle meine Schnitzerei vom Sims, eine Vase mit getrockneten Blumen, alles wirft es hin. Mit dem Licht der Lampe versuche ich, es zu erwischen. Es bewegt sich schnell, in den Ecken des Zimmers,

zwischen den Querbalken über mir. Es versucht das Loch zu finden, durch das es hineingelangt ist. Jetzt zerbrechen in der Küche Teller und Gläser. Ich treibe es zum Loch, greife mir die Kaminspachtel, um es zu erschlagen. Langsam gehe ich in die Küche. Ich leuchte schreckhaft alle Ecken aus. Das Flattern ist verschwunden.

Als ich aufstehe, sind die Hunde da. Es klingt wie Rufe. Ich gehe zu ihnen, trete aus dem Haus auf die Straße. Es sind Tausende. Sie freuen sich über mich, formen einen Strudel, stellen sich auf ihre kräftigen Hinterbeine. Sie sind unzählig, reichen bis zum See hinunter, sitzen im Gestrüpp, in den Ästen der Bäume, auf unserem Dach, auf den Stromleitungen. Es ist warm, ich streichele ihre Kopfhaut, massiere ihre Unterkiefer, die Hunde springen mich freudig an. Sie bellen.

Ich hole die massive Holzleiter aus der Garage, wuchte sie gegen die Traufe. Dann steige ich aufs Dach, als käme die Flut. Ich kann jetzt alles sehen, den Garten, den Erdhügel, den See, die Anden und alle Kronen der Bäume, die in der Steile nach unten verschwinden und den Mischwald, der sich über den Hang legt wie eine Decke und das Haus, denke ich, ist eine Landmarke am Kilometer 79. Dann drehe ich mich zum Hang, versuche, die Straße aus Erde hinaufzuschauen, fokussiere den Bogen, den sie bei den Zypressen schlägt, als würde ich darauf lauern, dass etwas aus seinem Bau springt. Ich warte auf Pelusa und auf den Fahrradmann.